Episode #023

Das Sterben der Anderen.



Aus dem Leben eines Taugewas –
Die un.heimlichen Geschichten des

Gordon Blöh

#023

Das Sterben der Anderen

Das Sterbewerk #023

Wir sind länger tot als lebendig auf dieser Erde, und obwohl dieser Satz zunächst klingt wie eine dieser leicht morbiden Weisheiten, die man sich bei einem Glas Rotwein gegenseitig an den Kopf wirft, wenn die Unterhaltung irgendwann von Urlaub und Immobilienpreisen zu Sinn und Unsinn des Daseins abdriftet, steckt darin eine ziemlich nüchterne Wahrheit: Unser Leben ist ein zeitlich begrenzter Sonderzustand. Wir kommen irgendwoher, verbringen einige Jahrzehnte damit, uns auf diesem Planeten einzurichten, kaufen Möbel, schließen Versicherungen ab, zahlen Miete oder einen Kredit, sammeln Bücher, Fotos, Erinnerungen und Dinge, von denen wir irgendwann nicht mehr wissen, warum wir sie eigentlich aufgehoben haben, und dann ist Schluss. Für alles Mögliche treffen wir Vorsorge. Wir versichern unser Auto, unser Haus, unsere Zähne, unsere Reise, unser Handy und inzwischen wahrscheinlich sogar den Akku unseres Staubsaugers. Wir haben Patientenverfügungen, Vorsorgevollmachten, Testament, Bestattungsvorsorge und digitale Nachlasskonten, sofern wir besonders ordentlich sind. Aber für die eigentliche Zeit danach können wir naturgemäß nur begrenzt planen. Wir wissen nicht, was wir benötigen werden. Wir

wissen nicht, ob wir überhaupt etwas benötigen werden. Und vor allem wissen wir nicht, wer dann noch da sein wird. Das ist vielleicht die unangenehmste Frage überhaupt. Nicht: Wie sterbe ich? Sondern: Wer ist da, wenn ich sterbe? Und noch unangenehmer: Wer ist da, wenn ich langsam verschwinde, lange bevor ich tatsächlich tot bin?

Denn das Sterben beginnt nicht unbedingt mit dem letzten Atemzug. Manchmal beginnt es mit dem ersten Tag, an dem niemand mehr Zeit hat. Es beginnt damit, dass die Tochter am Montag wieder arbeiten muss, der Sohn 400 Kilometer entfernt lebt, die Enkelkinder irgendwo zwischen Studium, Beruf und Weltreise verschwunden sind und das Telefon zwar funktioniert, aber immer genau dann klingelt, wenn gerade jemand keine Zeit hat, dranzugehen. Es beginnt mit einem Kühlschrank, der plötzlich zu groß geworden ist, einer Wohnung, die zu viele Zimmer besitzt, einer Badewanne, in die man nicht mehr hinein- und schon gar nicht wieder herauskommt, und mit einem Kalender, der immer voller wird, während das Leben des alten Menschen immer leerer wird.

Und dann kommt der Herbst. Er kommt jedes Jahr. Ganz zuverlässig. Nur für Menschen, die an der Grenze zwischen Selbstständigkeit und Pflegebedürftigkeit leben, fühlt sich ein Herbst manchmal anders an. Der Sommer ist noch großzügig. Türen stehen offen, Fenster sind geöffnet, man kann auf dem Balkon sitzen, Nachbarn sehen, draußen Menschen beobachten, vielleicht noch zum Bäcker gehen oder zumindest das Gefühl haben, dass die Welt vor der Haustür erreichbar ist. Dann wird es kälter. Der Regen kommt. Die Tage werden kürzer. Das Licht verschwindet früher. Die Gehwege werden rutschiger. Der Körper wird vorsichtiger. Und irgendwann wird aus „Heute gehe ich lieber nicht raus“ ein „Ich gehe eigentlich gar nicht mehr

raus“. So beginnt soziale Isolation manchmal nicht mit einem großen Knall, sondern mit einem Wetterumschwung. Ein bisschen Regen. Ein bisschen Kälte. Ein bisschen Müdigkeit. Ein bisschen Angst vor dem Hinfallen. Und plötzlich ist aus dem eigenen Zuhause eine kleine Insel geworden.

Genau so einen Herbsttag hatte ich noch immer im Kopf, als wir damals, Anfang November 2013, bei Omi Schultz standen. Das Wetter hatte bereits angekündigt, was uns bevorstand: kalt, nass, ungemütlich, zwischendurch ein paar Auflockerungen, damit man nicht völlig die Hoffnung verliert. Ein Wetter wie ein schlecht gelaunter Hausmeister. Nichts wirklich Dramatisches, aber auch nichts, bei dem man freiwillig länger draußen bleibt. Kein Wetter für Menschen, die körperlich bereits am Rand ihrer Kräfte leben. Der Mensch ist erstaunlich tolerant. Wir halten Hitze aus, Kälte, Regen, Wind, Hunger, Schlafmangel, Stress und sogar Familienfeiern. Aber irgendwann ist die Toleranzgrenze erreicht. Bei einem gesunden Menschen ist das meistens ein vorübergehendes Problem. Bei einem hochbetagten oder schwer kranken Menschen kann eine Kleinigkeit reichen, um das Gleichgewicht zu kippen. Eine Erkältung. Eine Infektion. Ein Sturz. Eine Dehydrierung. Ein paar Tage weniger Bewegung. Ein schlechter Appetit. Ein bisschen weniger Kraft. Und plötzlich ist das, was gestern noch irgendwie ging, heute nicht mehr möglich. Der Übergang vom „Ich komme schon klar“ zum „Ich brauche Hilfe“ kann erschreckend schnell gehen.

Bei Omi Schultz ging es noch schneller. Über Nacht hatte sie Lebwohl gesagt. Niemand war in der Nähe. Niemand hatte ihre Hand gehalten. Niemand hatte ihr gesagt, dass sie gehen dürfe. Sie ist einfach gegangen. Und erst am nächsten Morgen konnten wir die Familie erreichen. Dieser

Satz ist heute noch schwer zu schreiben, obwohl inzwischen Jahre vergangen sind. Nicht weil der Tod selbst überraschend wäre. In meinem Beruf wäre das ungefähr so, als würde ein Bäcker überrascht feststellen, dass Brot im Ofen irgendwann fertig wird. Nein, überraschend ist nicht der Tod. Überraschend ist die Abwesenheit der Menschen. Es ist das Sterben in einer Gesellschaft, in der alle irgendwie beschäftigt sind. Die Tochter muss zur Arbeit. Der Sohn muss zur Arbeit. Die Enkel leben in einer anderen Stadt. Einer arbeitet in München, einer in Hamburg, einer in Berlin und einer irgendwo in Kopenhagen, weil das Unternehmen dort sitzt und die Welt inzwischen so mobil geworden ist, dass Entfernung kaum noch ein Hindernis für Karriere, aber ein ziemlich großes Hindernis für Nähe ist. Wir sind jederzeit erreichbar und trotzdem häufig nicht da. Das ist eine der großen Paradoxien unserer Zeit. Wir können per Video mit einem Menschen auf der anderen Seite der Welt sprechen, aber wir schaffen es manchmal nicht, einmal in der Woche bei der eigenen Mutter vorbeizuschauen. Wir können den Standort eines Paketes auf drei Meter genau verfolgen, aber wissen nicht, ob der eigene Vater heute etwas gegessen hat. Wir bekommen eine Nachricht, wenn der Akku unseres Smartphones nur noch zehn Prozent hat, aber keine automatische Warnung, wenn ein alter Mensch seit drei Tagen niemanden mehr gesehen hat.

Vielleicht wäre das die eigentliche Zukunftstechnologie: keine App, die uns sagt, wie viele Schritte wir heute gegangen sind, sondern eine, die uns fragt: „Wann hast du eigentlich zuletzt bei deiner Mutter geklingelt?“ Natürlich wäre das datenschutzrechtlich ein Albtraum. Aber moralisch wäre es vielleicht gar nicht so schlecht. Denn wir stehen vor einer Entwicklung, die sich nicht mehr wegdiskutieren lässt. Die Gesellschaft altert. Und zwar nicht irgendwann, sondern jetzt.

Ende 2023 waren in Deutschland rund 5,7 Millionen Menschen pflegebedürftig. Rund 86 Prozent wurden zu Hause versorgt, darunter etwa 3,1 Millionen Menschen, die überwiegend Pflegegeld bezogen und damit vor allem durch Angehörige versorgt wurden. Das bedeutet: Der größte Pflegedienst Deutschlands sitzt nicht in einem Pflegeheim. Er sitzt in Küchen, Wohnzimmern, Schlafzimmern und Badezimmern. Er heißt Tochter. Oder Sohn. Ehefrau. Ehemann. Schwester. Bruder. Nachbarin. Freund. Und dieser Pflegedienst hat meistens keine Personalabteilung, keine Krankheitsvertretung, keinen Betriebsrat und keinen Dienstwagen. Er hat einen eigenen Beruf, eigene Kinder, eigene Rechnungen und irgendwann einen Rücken, der sich ebenfalls beschwert.

Wir tun häufig so, als sei die häusliche Pflege eine private Angelegenheit. Das ist sie schon lange nicht mehr. Sie ist ein gesellschaftliches Fundament. Und dieses Fundament wird dünner. Die Menschen, die heute ihre Eltern pflegen, sind häufig selbst schon über fünfzig. Sie haben vielleicht noch einen Beruf. Vielleicht betreuen sie gleichzeitig ihre eigenen Kinder. Vielleicht leben sie 100 oder 500 Kilometer entfernt. Das klassische Familienmodell, bei dem drei Generationen im selben Haus wohnen und die Oma im Erdgeschoss sitzt, während die Tochter im ersten Stock und die Enkel im Dachgeschoss herumrennen, existiert noch, aber immer seltener. Die Arbeitswelt hat uns mobil gemacht. Die Wohnungen sind kleiner geworden. Die Kinder ziehen dorthin, wo die Arbeit ist. Beziehungen werden über Entfernungen geführt. Familien verteilen sich über Länder. Und während wir früher vielleicht von der „Großfamilie“ gesprochen haben, haben wir heute oft eine Familienstruktur, die eher einem Fluglinniennetz ähnelt. Frankfurt nach Berlin, Berlin nach Hamburg, Hamburg nach London,

London nach Zürich und irgendwo dazwischen sitzt Oma in Leipzig und wartet auf Weihnachten.

Natürlich ist das überspitzt. Aber der Trend ist real. Und deshalb wird das „Sterben der Anderen" in Zukunft eine immer größere gesellschaftliche Aufgabe werden. Nicht weil wir plötzlich mehr sterben als früher. Wir werden nur älter, und damit verlängert sich die Zeit, in der Menschen möglicherweise Unterstützung brauchen.

Das Statistische Bundesamt rechnet bei moderater demografischer Entwicklung damit, dass die Zahl der Pflegebedürftigen von rund 5,0 Millionen Ende 2021 auf etwa 5,6 Millionen 2035 und 6,8 Millionen 2055 steigen könnte; je nach Entwicklung der Pflegequoten liegen die Szenarien noch höher. Und gleichzeitig brauchen wir mehr Pflegekräfte. Nicht ein bisschen mehr. Deutlich mehr. Nach der Pflegekräftevorausberechnung von Destatis könnte der Bedarf von 1,62 Millionen Pflegekräften im Jahr 2019 auf 2,15 Millionen im Jahr 2049 steigen. Selbst in einer günstigen Trendvariante könnten dann rund 280.000 Pflegekräfte fehlen; in einer ungünstigeren Entwicklung wäre die Lücke deutlich größer. Das bedeutet übersetzt: Wir werden mehr alte Menschen haben, mehr Menschen mit Pflegebedarf und gleichzeitig weniger Menschen im erwerbsfähigen Alter, die diese Pflege übernehmen können. Das ist keine pessimistische Meinung. Das ist Mathematik. Und Mathematik hat leider die unangenehme Eigenschaft, sich von politischen Sonntagsreden nicht beeindrucken zu lassen.

Vielleicht müssen wir deshalb unser gesamtes Verhältnis zum Alter verändern. Wir behandeln Alter noch immer gern wie einen Zustand, der irgendwo hinter uns beginnt. „Die Alten" sind immer die anderen. Wir selbst sind selbstverständlich jung genug, um noch Jahrzehnte Zeit zu

haben. Das ist ein hübscher psychologischer Trick. Er funktioniert ungefähr so lange, bis man morgens beim Aufstehen plötzlich ein Geräusch hört, das nicht aus dem Badezimmer, sondern aus dem eigenen Knie kommt. Dann beginnt die persönliche Demografie. Plötzlich sind die Alten nicht mehr „die Alten". Es sind die Eltern. Dann die Freunde. Dann die ersten Gleichaltrigen. Und irgendwann schaut man in den Spiegel und erkennt, dass der junge Mensch, den man dort erwartet hatte, offenbar gerade anderweitig beschäftigt ist.

Das Alter kommt nicht mit einer Sirene. Es schleicht sich ein. Zuerst sind es die kleinen Dinge. Man liest die Speisekarte bei schlechtem Licht nicht mehr. Dann hört man den Fernseher etwas lauter. Dann wird das Treppensteigen mühsamer. Dann braucht man einen Stock. Dann einen Rollator. Dann jemanden, der den Rollator ins Auto hebt. Dann jemanden, der das Auto fährt. Und irgendwann jemanden, der überhaupt noch weiß, wo der Schlüssel liegt.

Der Mensch wird abhängig, lange bevor er sich selbst als abhängig bezeichnet. Das ist eine der schwierigsten psychologischen Situationen überhaupt. Hilfe anzunehmen bedeutet für viele ältere Menschen, einen Teil ihrer bisherigen Identität aufzugeben. Der Mann, der vierzig Jahre lang alles repariert hat, kann plötzlich den Wasserhahn nicht mehr reparieren. Die Frau, die ihr Leben lang für die Familie gekocht hat, kann plötzlich keinen Topf mehr vom Herd nehmen. Der Mensch, der immer für andere da war, braucht plötzlich jemanden, der für ihn da ist.

Und genau da kommt die Familie ins Spiel. Oder das, was von ihr erreichbar ist. Die Tochter ruft morgens an. Der Sohn kommt am Wochenende. Die Enkel schicken ein Video. Und alle bemühen sich. Wirklich. Aber Bemühung

ersetzt keine Anwesenheit. Ein Telefonat ist wichtig, aber eine Hand auf der Schulter ist etwas anderes. Ein Videoanruf kann Nähe simulieren, aber er kann kein Glas Wasser reichen. Ein Emoji mit Herz ersetzt keine Umarmung. Das ist keine Technikfeindlichkeit. Im Gegenteil.

Digitale Möglichkeiten werden künftig einen wichtigen Teil der Versorgung übernehmen können. Sensoren könnten Stürze erkennen. Systeme könnten daran erinnern, Medikamente einzunehmen. Kameras oder kontaktarme Sensorik könnten – unter strengen rechtlichen und ethischen Bedingungen – ungewöhnliche Situationen erkennen. Telemedizin kann Wege sparen. Videotelefonie kann Angehörige näherbringen. Roboter könnten beim Transport helfen. Künstliche Intelligenz könnte Pflegekräfte bei Dokumentation und Planung entlasten. Aber eines darf dabei niemals passieren: dass Technik als Ersatz für menschliche Nähe verkauft wird. Der Roboter kann erkennen, dass jemand gestürzt ist. Er kann vielleicht sogar den Rettungsdienst alarmieren. Aber er kann nicht automatisch wissen, warum der Mensch nach seiner verstorbenen Frau ruft. Er kann das Bett hochfahren. Aber er kann nicht wissen, dass der alte Mann heute einfach Angst hat. Er kann den Medikamentenplan überwachen. Aber er kann nicht erkennen, dass jemand gerade nicht über seine Tabletten sprechen möchte, sondern über seinen Sohn, den er seit drei Monaten nicht gesehen hat. Technik kann helfen. Sie kann sogar Leben retten. Aber sie kann nicht das menschliche Bedürfnis nach menschlicher Nähe abschaffen.

Vielleicht wird genau das die große Aufgabe der nächsten Jahrzehnte: Technik nicht als Ersatz für Menschen einzusetzen, sondern als Werkzeug, damit Menschen wieder mehr Zeit für Menschen haben. Wenn ein Computer zehn Minuten Dokumentationsarbeit übernimmt, dann sollten

diese zehn Minuten nicht verschwinden. Sie sollten beim Menschen ankommen. Wenn eine digitale Anwendung einen Dienstplan besser organisiert, sollte die gewonnene Zeit nicht einfach in der Verwaltung verschwinden. Sie sollte am Bett landen. Wenn ein Roboter einen schweren Pflegevorgang übernimmt, sollte die Pflegekraft anschließend nicht sofort zur nächsten Aufgabe hetzen müssen, sondern vielleicht zwei Minuten länger sitzen können.

Zwei Minuten sind in einem Pflegeheim eine Ewigkeit. Zwei Minuten können reichen, um eine Hand zu halten. Um zuzuhören. Um festzustellen, dass jemand heute anders aussieht. Um einen Satz zu sagen, der vielleicht der letzte vernünftige Satz dieses Menschen sein wird. Genau deshalb ist Pflege nicht einfach eine Frage von Personalzahlen. Sie ist eine Frage von Zeit. Und Zeit ist inzwischen vielleicht die teuerste Währung der Gesellschaft. Wir haben Geld. Wir haben Technik. Wir haben Wissen. Wir haben Medikamente. Wir haben Gebäude. Was uns fehlt, ist häufig jemand, der einfach da ist.

Omi Schultz hatte damals niemanden. Sie ist nachts gestorben. Wir konnten die Familie erst am Morgen erreichen. Und dann beginnt die andere Seite des Sterbens: die Organisation. Denn auch der Tod braucht Termine. Das ist eine der groteskesten Wahrheiten meines Berufes. Der Mensch ist gerade gestorben und die Welt fragt schon: Wann können wir den Termin machen? Wann kommt der Arzt? Wann darf der Bestatter kommen? Wann wird die Urne abgeholt? Wann ist die Trauerfeier? Wann kann die Wohnung geräumt werden? Wann muss das Pflegebett zurück? Wann endet der Mietvertrag? Wann wird das Konto gesperrt? Wann wird die Versicherung informiert? Wann wird die Zeitung angerufen? Wann wird das Auto abgemeldet? Wann wird das Zimmer im Heim wieder

gebraucht? Das Leben ist kaum beendet, da beginnt die Verwaltungsabteilung der Ewigkeit.

Und irgendwann sitzt jemand zwischen Formularen und einem Karton voller persönlicher Dinge und stellt fest, dass der Mensch, der gestern noch angerufen hat, jetzt nur noch aus Gegenständen besteht. Eine Brille. Ein Schlüssel. Ein Foto. Eine Strickjacke. Ein altes Portemonnaie. Ein Einkaufszettel. Vielleicht ein Zettel mit einer Telefonnummer, die niemand mehr zuordnen kann. Das ist der Moment, in dem man begreift, wie wenig wir eigentlich besitzen. Wir sammeln Dinge, als könnten sie uns gegen das Verschwinden schützen. Aber am Ende bleibt von einem Menschen oft eine kleine Kiste. Und die Angehörigen stehen davor und müssen entscheiden, was davon bleiben darf.

Vielleicht ist das die eigentliche Bedeutung des Wortes Nachlass. Nicht das, was wir hinterlassen wollen, sondern das, was tatsächlich übrig bleibt. Und vielleicht wird das in Zukunft noch schwieriger. Denn neben dem materiellen Nachlass kommt der digitale. Fotos in Clouds, E-Mails, soziale Netzwerke, Onlinekonten, digitale Dokumente, Kryptowährungen, Streaming-Abos, Profile und vielleicht irgendwann ganze künstliche Intelligenzen, die aus unseren Nachrichten eine Art digitale Persönlichkeit rekonstruiert haben. Vielleicht sitzt dann ein Enkel im Jahr 2070 vor einem Bildschirm und unterhält sich mit einem digitalen Abbild seiner Großmutter. Es kennt ihre Stimme, ihre Fotos, ihre Lieblingssätze und vielleicht sogar ihre schlechten Witze. Und der Enkel fragt: „Oma, weißt du noch, wie ich als Kind war?“ Die Maschine antwortet korrekt. Aber ist Oma das? Oder nur eine statistisch ziemlich gute Erinnerung an Oma? Wir werden diese Fragen beantworten müssen. Das Sterben wird digitaler werden. Aber der Tod selbst bleibt analog. Der Körper bleibt Körper. Der letzte

Atemzug bleibt ein letzter Atemzug. Und die Hand, die vielleicht noch einmal gedrückt wird, wird keine Cloud brauchen. Vielleicht wird deshalb die wichtigste Zukunftstechnologie überhaupt eine sehr alte bleiben: der Mensch. Der Mensch, der kommt. Der Mensch, der bleibt. Der Mensch, der zuhört. Der Mensch, der nicht sofort auf die Uhr schaut. Der Mensch, der nicht sagt: „Ich habe leider nur zehn Minuten." Sondern: „Ich bin jetzt hier." Das klingt banal. Aber vielleicht wird genau dieser Satz in einer alternden Gesellschaft zum Luxus. Ich bin jetzt hier. Nicht morgen. Nicht am Wochenende. Nicht nach dem nächsten Projekt. Jetzt.

Das Problem mit dem Leben ist, dass es keinen Nachholtermin garantiert. Das wissen wir als Bestatter vielleicht besser als andere. Angehörige kommen nach einem Todesfall manchmal zu uns und sagen: „Ich wollte eigentlich noch …" Und danach kommt eine lange Liste. Noch einmal besuchen. Noch einmal anrufen. Noch einmal gemeinsam essen. Noch einmal fragen, wie es früher war. Noch einmal sagen, dass man sich lieb hat. Noch einmal streiten. Selbst ein Streit kann später fehlen. Manchmal ist man sogar traurig darüber, dass man sich nicht mehr mit jemandem streiten kann. Der Tod beendet auch die Möglichkeit zur Versöhnung. Und deshalb ist „später" eines der gefährlichsten Wörter der deutschen Sprache. Später rufe ich an. Später fahre ich hin. Später habe ich Zeit. Später kümmern wir uns.

Später. Ein kleines Wort mit einer erstaunlich hohen Sterblichkeitsrate. Vielleicht sollten wir deshalb anfangen, das Sterben der Anderen nicht mehr als das Sterben der Anderen zu betrachten. Es ist eine Vorübung. Ein Blick in unsere eigene Zukunft. Omi Schultz ist nicht einfach eine alte Frau, die irgendwann gestorben ist. Sie ist ein mögliches

Zukunftsbild. Für jeden von uns. Vielleicht sitzen wir eines Tages selbst in einer Wohnung, in der die Heizung funktioniert, der Kühlschrank voll ist und das Telefon klingelt – aber niemand abnimmt. Vielleicht haben wir Kinder, die uns lieben, aber 700 Kilometer entfernt leben. Vielleicht kommen sie, sobald sie können. Vielleicht können sie nicht schnell genug. Vielleicht haben sie selbst Kinder. Vielleicht einen Beruf, der keine Rücksicht nimmt. Vielleicht sind sie erschöpft. Vielleicht werden sie nachts im Auto sitzen und denken: „Hoffentlich ist Mama noch da, wenn ich ankomme."

Und vielleicht ist genau das die gesellschaftliche Frage der Zukunft: Wie organisieren wir eine Welt, in der die Menschen älter werden, während ihre Familien gleichzeitig räumlich und zeitlich weiter auseinanderleben? Wir werden mehr professionelle Pflege brauchen. Mehr ambulante Dienste. Mehr Tagespflege. Mehr Kurzzeitpflege. Mehr Hospiz- und Palliativangebote. Mehr barrierefreie Wohnungen. Mehr Unterstützung für Angehörige. Mehr Nachbarschaftsmodelle. Mehr Wohnformen zwischen Einfamilienhaus und Pflegeheim. Mehr technische Unterstützung. Aber vor allem brauchen wir eine Kultur, in der es nicht als Versagen gilt, wenn ein Mensch Hilfe benötigt. Vielleicht muss das Pflegeheim der Zukunft auch weniger Heim und mehr Zuhause sein. Nicht ein Ort, an dem Menschen „untergebracht" werden, sondern ein Ort, an dem Menschen leben. Mit Haustieren, Pflanzen, Musik, Gerüchen, Geschichten, Besuchern und vielleicht sogar Kindern. Ein Ort, an dem man nicht nur fragt, ob jemand seine Medikamente genommen hat, sondern ob er heute lachen konnte. Ein Ort, an dem der alte Mann, der früher Schreiner war, vielleicht eine kleine Werkbank bekommt. Die ehemalige Lehrerin bekommt einen Tisch mit Büchern. Die Frau, die ihr Leben lang Klavier gespielt hat, bekommt ein Klavier. Nicht weil

das pflegewissenschaftlich notwendig ist, sondern weil der Mensch mehr ist als seine Pflegebedürftigkeit.

Vielleicht ist das die größte Veränderung, die wir brauchen: Wir müssen den Menschen wieder hinter dem Pflegegrad entdecken. Pflegegrad 3 ist keine Persönlichkeit. Demenz ist keine Persönlichkeit. Rollstuhlfahrer ist keine Persönlichkeit. Bettlägerig ist keine Persönlichkeit. Das sind Zustände. Menschen sind Biografien. Und genau diese Biografien dürfen wir nicht entsorgen, nur weil der Körper irgendwann nicht mehr mitmacht.

Vielleicht wird die Gesellschaft der Zukunft daran gemessen werden, wie sie mit ihren alten Menschen umgeht. Nicht daran, wie schnell ihre Autos fahren, wie groß ihre Flughäfen sind oder wie intelligent ihre künstliche Intelligenz ist. Wir können eine Maschine bauen, die einen Menschen zum Mond bringt, und gleichzeitig einen alten Menschen allein in seiner Wohnung sitzen lassen. Technisch wäre das eine Glanzleistung. Menschlich wäre es ein Armutszeugnis. Und vielleicht wird uns irgendwann jemand fragen, warum wir alles konnten, nur das Naheliegende nicht. Warum wir Daten in Echtzeit übertragen konnten, aber nicht unsere Zeit. Warum wir Menschen auf der ganzen Welt miteinander verbinden konnten, aber nicht die Tochter mit ihrer Mutter im selben Stadtteil. Warum wir künstliche Intelligenz geschaffen haben, während natürliche Empathie zur Mangelware wurde.

Ich weiß nicht, ob wir diese Kurve bekommen. Ich hoffe es. Denn eines ist sicher: Das Sterben wird nicht verschwinden. Es wird uns weiter begleiten. Die Frage ist nur, wie wir es begleiten. Vielleicht wird es in Zukunft weniger einsame Sterbende geben, wenn wir lernen, das Alter nicht auszulagern. Vielleicht wird die Nachbarschaft wieder

wichtiger. Vielleicht entstehen Wohnhäuser, in denen junge und alte Menschen bewusst zusammenleben. Vielleicht gibt es kommunale Besuchsdienste, digitale Systeme, die Angehörige warnen, wenn jemand vereinsamt, und professionelle Teams, die nicht erst kommen, wenn bereits alles zusammengebrochen ist. Vielleicht wird Pflege stärker präventiv gedacht. Vielleicht lernen wir endlich, dass ein Mensch nicht erst pflegebedürftig sein muss, um Unterstützung zu bekommen. Vielleicht entdecken wir sogar etwas, das früher selbstverständlich war: dass man bei einem alten Menschen einfach mal klingeln darf, ohne einen Anlass zu brauchen. „Ich war gerade in der Gegend." Das könnte eine medizinisch völlig unspektakuläre, aber menschlich hochwirksame Therapie sein. Ein Kaffee. Ein Gespräch. Ein bisschen Gesellschaft.

Vielleicht müssen wir die Zukunft gar nicht komplett neu erfinden. Vielleicht müssen wir nur einige alte Dinge wiederentdecken. Zeit. Nachbarschaft. Familie. Geduld. Respekt. Und die Bereitschaft, auch dann dazubleiben, wenn der andere nicht mehr viel zurückgeben kann. Denn genau dort beginnt die eigentliche Prüfung der Menschlichkeit. Nicht bei denen, die uns brauchen und dafür noch Danke sagen können. Sondern bei denen, die vielleicht nicht einmal mehr wissen, wer wir sind.

Und so denke ich wieder an Omi Schultz. Sie ist damals allein gegangen. Wir konnten ihr den Abschied nicht geben, den wir uns für jeden Menschen wünschen. Aber wir konnten uns um sie kümmern, als die Lebenden noch damit beschäftigt waren, ihr Leben neu zu sortieren. Das ist vielleicht eine der merkwürdigsten Aufgaben meines Berufes: Manchmal kümmern wir uns um die Toten, damit die Lebenden Zeit bekommen, wieder zu Menschen zu werden. Wir halten den Ablauf zusammen, während irgendwo eine

Familie auseinanderfällt. Wir organisieren, damit andere trauern können. Und vielleicht ist das gar nicht so weit entfernt von dem, was gute Pflege leistet. Auch dort hält jemand den Alltag zusammen, damit ein Mensch trotz seiner Schwäche noch Mensch bleiben kann. Der Unterschied ist nur: In der Pflege gibt es meistens noch Zeit. Und genau diese Zeit müssen wir schützen. Denn irgendwann gibt es sie nicht mehr.

Dann kommt der Bestatter. Und dann ist das Sterben der Anderen plötzlich das eigene Sterben der Anderen gewesen.

Und Mirko? Mein ach so schlauer Kollege würde vermutlich wieder eine Weile schweigen, während ich mich in meinen eigenen Gedanken verheddere. Er würde vielleicht aus dem Fenster schauen, den Regen beobachten und feststellen, dass der November eigentlich nur die Jahreszeit ist, in der der Himmel schon einmal übt, was wir Menschen später alle machen müssen: loslassen. Dann würde er wahrscheinlich diesen leicht schiefen Blick bekommen, der immer bedeutet, dass jetzt gleich wieder irgendein philosophischer Unsinn kommt, der leider verdammt viel Sinn ergibt.

„Gordon", würde er sagen, „wir nennen es das Sterben der Anderen, weil wir noch glauben, dass es die Anderen sind." Ich würde ihn anschauen und nichts sagen. „Dabei", würde er fortfahren, „ist jeder alte Mensch ein Brief aus unserer eigenen Zukunft." Und dann würde er vermutlich noch einen Moment schweigen, bevor er seinen himmlischen Satz loslässt: „Wenn du willst, dass später jemand deine Hand hält, fang heute damit an, die Hand eines anderen nicht loszulassen." Danach würde Mirko wahrscheinlich seinen Mantel nehmen, nach draußen gehen und

mich mit dem Wetter, dem Tod und meinen eigenen Gedanken allein lassen. Und ich würde ihm hinterhersehen und feststellen, dass er ausnahmsweise einmal recht hat. Der Himmel kann warten. Die Menschen nicht.

(Version 2026)
Das Original dieser Geschichte aus 2013 gibt es online hier.